

thaumaturgia aesthetica ist hier prägend. In Romantik und deutschem Idealismus rückt demgegenüber wieder das Staunen als emotionale Reaktion auf die Begegnung mit dem Numinosen, Absoluten oder → ERHABENEN in den Vordergrund. Diese Wertschätzung setzt sich in der Phänomenologie fort, die dem Staunen nicht nur eine zentrale Rolle für Ursprung und Wesen der Philosophie, sondern auch für die Wahrnehmung des Gewöhnlichen als Ungewöhnlichem zumisst. Entsprechend spielt es im frühen 20. Jahrhundert auch für Theorien künstlerischer Verfremdung eine wichtige Rolle, sei es im Surrealismus oder im Epischen Theater. Die positivistischen Wissenschaften hingegen stehen dem Staunen seit dem 19. Jahrhundert zunehmend skeptisch gegenüber; es wird nun nicht mehr als erkenntnisleitend, sondern allenfalls noch als didaktischer Hilfsaffekt gewürdigt.

Nicola Gess

Stimme – Als Stimme Gottes spielt der Begriff Stimme (*qôl*) eine wichtige Rolle in der jüdischen Tradition und wird dort entweder als eine wirkliche, hörbare Stimme oder figurativ als eine innere Stimme gedeutet. In der griechischen Antike präzisiert erst Aristoteles die Unterscheidung zwischen Geräusch/Laut und Stimme (*phonê*), indem er unter letzterer vor allem das Stimmorgan versteht und sie an die Merkmale der Artikulation und der Semantizität knüpft. Menschen- und Tierstimme unterscheiden sich dabei nur graduell voneinander; dem Menschen eigen ist jedoch die „Absicht der Verständigung“ (Göttert 1998, 23). Im Unterschied zu Platons Sprachskepsis versteht Aristoteles in der *Lehre vom Satz* die (Sprach-)Laute der Stimme als „Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen“ (ebd., 24) und weist ihnen so epistemologische Relevanz zu. Die Stoiker verstärken diese Aufwertung noch, indem sie das Sprechen als direkte Verkörperung des Gedachten (des Denkens als ‚innerer Rede‘) begreifen. In der Spätantike wird in physiologischen Kontexten die menschliche Stimme zwar noch immer mit der des Tieres verglichen, in der Regel aber gerade der Unterschied betont, der mit dem göttlichen Ursprung der menschlichen Sprache begründet wird. Der Primat des inneren Worts gegenüber dem äußeren, wie ihn Augustinus hervorhebt und der das christlich-jüdische Denken zunehmend prägt, wird dadurch jedoch nicht in Frage gestellt.

In Leibniz' Behauptung eines natürlichen Sprachursprungs spielt die Stimme eine wichtige Rolle, insofern an sie das Argument der Onomatopoesis geknüpft ist. Das prägt die Diskussion um Natürlichkeit/Willkürlichkeit der Sprache bis zum deutschen Idealismus. So leitet Rousseau die menschliche Sprache vom unmittelbaren Gefühlsausdruck in der Stimme als einer Art Ur-Gesang ab; den Übergang von diesem zu konventionellen Sprachlauten beschreibt er als einen (die ursprüngliche Vokalität entstellenden) Artikulationsprozess, der mit der Ent-

wicklung der Schrift einher geht. Herder sieht eine sowohl expressive als auch onomatopoeitische Motivation des menschlichen Sprachlauts; letztlich zeichnet sich die Sprache jedoch durch das Moment der Besonnenheit aus, das den Menschen zur Auswahl bestimmter Merkmale der Objektwelt und auf deren Grundlage zur (inneren) Artikulation von Merkworten befähigt. In Hegels Philosophie schließlich spielt die Stimme eine zentrale Rolle, insofern sie die Bedingung dafür ist, dass es dem Selbst möglich ist, sich als solches zu erfahren, das heißt, ein Selbst-Bewusstsein zu entwickeln (vgl. Di Cesare 1998, 169). Ähnlich verbindet sich in der Romantik mit der Stimme das Versprechen von Präsenz des Absenten/Verlorenen. Diese an die Stimme geknüpften Vorstellungen von Präsenz und Selbstbezüglichkeit, an die im 20. Jahrhundert zum Beispiel Barthes anschließt, kritisiert Derrida als Grundfigur der europäischen Metaphysik seit Aristoteles und stellt dem Logo- als Phonozentrismus seine auf die *différance* der Schrift fokussierte Sprachphilosophie entgegen.

Nicola Gess

Stimmung – Haltung oder Disposition des Gemüts beziehungsweise Färbung der Gefühlslage eines Menschen, häufig auch auf körperliches Befindenbezogener Zustand (z. B. Behagen oder Spannung, Müdigkeit oder Schwäche). Philosophisch entfaltet sich der Begriff Stimmung in Abgrenzung von den Begriffen → GEFÜHL, → AFFEKT und → EMPFINDUNG als Ausdruck der Weltanschauung vor allem in der Philosophie des späten 19. und als Lebensgefühl in der Existenzphilosophie des frühen 20. Jahrhunderts (Kierkegaard, Heidegger, Sartre, Bollnow). Stimmungen kennzeichneten aber schon die Malerei und Literatur der Romantik (Riegl, Böckmann, Killy). Zudem bezeichnete der Soziologe Joseph de Rivera kollektiv vorherrschende, zumeist öffentliche Meinungen („Zeitstimmung“) als Stimmung im Sinne eines *emotional climate*. Psychologisches Profil gewinnt der Begriff Stimmung in Abgrenzung zu Begriffen wie → AFFEKT/LEIDENSCHAFT, → GEFÜHL und → EMOTION: Stimmungen sind von längerer Dauer, werden konsistenter und häufiger erfahren und sind im Gegensatz zu Emotionen nicht auf ein bestimmtes Objekt beziehungsweise Ereignis fokussiert. Nach William Morris sind Stimmungen nicht-intentionale Zustände mit niedrigerer Intensität, aber gleichwohl großer Auswirkung auf Wahrnehmung, Verhalten und Denken. Gestaltpsychologisch lassen sich Stimmungen als diffuser Hintergrund beschreiben, von dem sich Erlebnisse gleichsam als Figur abheben: Stimmungen sorgen so für eine Dauertönung des Erlebnisfeldes. Gordon H. Bower übertrug dieses Modell auf seine Deutung des Zusammenspiels von Stimmung und Gedächtnis (*Mood and memory*) (vgl. 3.9 MEYER-SICKENDIEK).

Burkhard Meyer-Sickendiek